

Lutz Rackow:

Es begann am 16. Juni 1953

Protestzug zum „Haus der Ministerien“ – Am Vorabend der Revolte

Vorneweg schreitet ein stattlicher Zimmermann in der traditionellen Kluft des Gewerks: schwarzer Cordanzug mit großen Perlmutterknöpfen, Schlaghosen und mächtiger Hut. Der große Kerl hat eine Axt geschultert. Er bewegt sich einen halben Schritt vor einer Kolonne, wohl zehn Bauleute nebeneinander und einige Hundert – oder etwa über Tausend? – hinter ihm. Ich begegne der ersten spontanen, nicht verordneten Demonstration meines Lebens. Am 16. Juni 1953 in Höhe Deutsche Staatsoper auf der Straße „Unter den Linden“ in Berlin. Werde ich dort Zeuge von Geschichte?

Der Zug erinnert mich an ein in den letzten NS-Jahren oft reproduziertes Gemälde „Das letzte Aufgebot“. Das zeigt einen Zug von Tiroler Bauern, die sich mit Sensen, Dreschknüppeln und Mistgabeln in letzter Verzweiflung gegen Napoleons Truppen wehren wollten. Wahrscheinlich war das im Zuge der NS-Propaganda für den „Volkssturm“, die Rentner und Kinder-Miliz der Nazis der letzten Stunde.

Aber hier marschieren kräftige junge Kerle. Eine neue Generation. Fesch sehen sie aus in ihrer Kluft, die es nur in Westberlin in der Neukölner Karl-Marx-Straße zu kaufen gibt. Ihren Lohn hatten die Baulords für solchen Einkauf – Zimmerleute hielten sich damals noch immer für die Elite auf dem Bau – erst einmal 4 : 1 von Ost- in Westgeld umwechseln müssen. Sie tragen also etliche Monatslöhne auf dem Leibe. Ihr Zug bewegt sich in Richtung Brandenburger Tor, wie es scheint. Was haben sie vor?

Eine Stunde zuvor hatte mich mein Bruder aus einem Baubüro in der Stalinallee in der Wirtschaftsredaktion der LDP-Tageszeitung „Der Morgen“ angerufen. Seine Nachricht klang wahrhaft sensationell: „Hier streiken die Bauarbeiter gegen die Normerhöhungen und ziehen Richtung Alexanderplatz“.

Das hatte mich elektrisiert. Ich schlich aus der Redaktion, schwang mich auf mein kleines CZ-Motorrad. Mein Tagewerk als Jungredakteur, war schon absolviert. Wie immer ging es um die noch einigermaßen lesbare Übersetzung der wirtschaftlichen Verheißungen: „Wie wir heute arbeiten, werden wir morgen leben“. Und das möglichst gewürzt mit brauchbaren betriebswirtschaftlichen Informationen für die damals noch recht beachtliche private Wirtschaft. Ein Eiertanz. Die Zeitungsseite war umbrochen und von der Chefredaktion abgeseget. Die Mädels im Sekretariat würden im Bedarfsfall einen Info-Termin nennen, zu dem ich unterwegs sei.

Stalin starb vor drei Monaten. Malenkov und Bulganin, seine Nachfolger - was sind das für Leute? Niemand hatte zuvor bei uns etwas von ihnen gehört. Auch der Westen rätselt. Die Schreckensgestalt des Geheimdiensts-Chefs Berija geistert durch die Berichte von westlichen Kreml-Astrologen. War er weiter in seiner Machtstellung, noch brutaler - oder auf einem gemäßigten Kurs mit Chancen für Deutschland? Oder schon erschossen ?

In der DDR sollte erst einmal mehr gearbeitet werden – höhere Normen. Adolf Hennecke – inzwischen nach seiner „Stoßschicht“ als Kohle-Kumpel vor Ort im Schacht auf einen Abteilungsleiter-Sessel im Haus der Ministerien vorgestoßen und eine Weberin oder Spinnerin mit dem schönen Namen Frieda Hockauf hatten sich als Normenbrecher bewährt. Wollten sich die Kumpels die beiden als „Arbeitverräter“ vorknöpfen? Die Berliner Bauleute hatten diesen Humbug schon lange satt. Und nun marschieren sie.

Weit und breit keine „Organe der Arbeiter- und Bauernmacht“ zu sehen. Nur die Berliner Verkehrspolizei flitzt mit ihren roten Jawa-Motorrädern hin und her, sperrt vor dem Zug der Demonstranten ohne Transparente den spärlichen Verkehr aus Nebenstraßen ab. Sehr seltsam.

Keiner warf die Kelle in den Kasten

„Berliner reiht euch ein, wir wollen keine Arbeitssklaven sein“. Von den Baugerüsten beiderseits der Berliner Hauptmagistrale schauen die Maurer, Putzer und Hucker verwundert und interessiert auf den Zug, der diesen kühnen Spruch skandiert. Dass jemand von ihnen seine Kelle in den Kasten wirft und vom Gerüst klettert, ist nicht zu beobachten. Ich schiebe mein Motorrad hinter der Kolonne her, gehöre aber ganz offensichtlich eigentlich nicht dazu.

Plötzlich schießt es mir durch den Kopf, dass man mich für einen Spitzel, einen Schnüffler halten könnte. Wer hat schon ein nagelneues CZ-Motorrad? Auch für mich waren Finanzierung und Beschaffung nicht leicht gewesen. Im 1. HO-Motorrad-Laden in der „Kleine-Präsidenten-Straße“ kann man mich gut leiden, seit dem ich einen freundlichen Bericht über die Eröffnung geschrieben hatte. Womöglich würde man mich vermöbeln, wenn ich zugeben müßte, ein Journalist, also ein „verdächtiges Subjekt“ zu sein. Aber keiner kümmert sich um mich.

Die Kolonne zieht weiter, Zuwachs scheint sie nicht mehr zu bekommen. Auch Neugierige schließen sich kaum an. Es ist Arbeitstag und Arbeitszeit, vielleicht inzwischen 14 Uhr. Ich schaue kurz in die Redaktion meiner Zeitung in der Taubenstraße hinein. Meine Seite war schon abgeschoben, das „Imprimatur“ erteilt. Im Sekretariat würde man meine Abwesenheit weiter verschleiern. Frau Kalz war eine meiner Vertrauten.

Als ich per pedes und meinem Instinkt folgend das „Haus der Ministerien“, das frühere Göringsche Luftfahrtministerium an der Leipziger Straße ansteuere, da geht es dort vor dem Eingang schon hoch her. Jetzt haben sich auch mehr Menschen eingefunden. Ein Zimmermann, wohl der mit der Axt, steht auf einem Tisch und redet. Eine Szene, wie sie später in den Film mit Manfred Krug als Brigadier Balla gepaßt hätte. Verstehen kann ich nichts. Im gegenüberliegenden HO-Kaufhaus verschaffe ich mir Zugang zu einem Balkon. Eine sauer dreinschauende Chefin muß es dulden. Dort gilt mein Presseausweis wieder etwas.

Im grauen Funktionärs-Silo der Ministerien, in dem die Demonstranten anscheinend die Regierung bei der Arbeit an der Erhöhung ihrer Normen vermuten und die sie wohl zur Rede stellen wollen, geht im zweiten Stockwerk ein Fenster auf. Ein Mann, den keiner kennt, will reden „Wer bist Du?“ wird ihm zugerufen?“ Mit seinem Namen Havemann kann keiner etwas anfangen. „Komm `runter“ wird verlangt.

Mir war er zuvor nur als Verfasser einer der damals SED-üblichen Lobhudeleien und Ergebnheitsadressen auf Stalin aufgefallen. Erst später wurde er durch heikle Vorlesungen an der Humboldt-Universität einer breiteren Öffentlichkeit bekannt. Seine damaligen akademischen

Betrachtungen sollten wohl helfen, den Marxismus für die Gegenwart „richtig“ zu interpretieren. Als eine Art ideologischer Regimeberatung. Bei dem ausdrücklichen Desinteresse, ja eher Furcht der real existierenden Machtinhaber an marxistisch-intellektueller Mitwirkung an der Suche nach dem richtigen Kurs, führten diese Versuche system-logisch zu Maßregelungen des „Besserwissers“ und mündeten schließlich in seinem spektakulären Dissidententum. Aber bis dahin würden noch etliche Jahre vergehen.

Seine späteren Leistungen bei der Entlarvung der Inhaber geliehener Macht in Berlin-Ost, als ausschließlich in dieser Rolle tätig, waren damals noch nicht zu ahnen.

Aber zurück zum 16. Juni: Noch immer sind die Zimmerleute die Wortführer vor dem „Haus der Ministerien“. Irgend eine andere, als die hier und heute real existierende Arbeitermacht ist auf dem Platz nicht zu sehen. Nur der Eingang zu dem riesigen Gebäude ist von einer uniformierten Wache blockiert.

Plötzlich erscheint Erich Selbmann, Minister für die Schwerindustrie, roter Spanienkämpfer, gewiß nicht feige. Den kenne ich von Pressekonferenzen und einer Ausstellung zum Fünf-Jahresplan. Ein couragierter Mann, der erst später bei seinen Genossen „in Ungnade“ fallen wird. Zwei Bauleute stellen ihn auf den Tisch. Ich versuche mit meiner „Praktiflex“ mit Aufsatzprisma, das mir bei der Montage auf die Straße hinunter fällt, Fotos zu machen. Viel ist darauf nicht zu erkennen, wie ich später leider feststellen muß.

Auch was Selbmann zu sagen weiß, scheint bei seinen Zuhörern keinen Eindruck zu machen. Er hat weder ein Mikro- noch ein Megaphon dabei. Einer wischt ihn alsbald mit dem Ellenbogen beiseite. So wie Krümel vom Küchentisch. Ein Anführer gibt eine neue Parole aus und die Versammlung formiert sich wieder zu einem wandernden Haufen, der in die gegenüberliegende Wilhelmstraße einbiegt. Die Männer – Frauen fallen mir nicht auf - ziehen ab. Sie wollten wohl eigentlich Grotewohl sprechen. Ulbricht wird den Leuten erst später als tatsächlicher Machthaber zum Begriff werden. Wahrscheinlich haben sie sich einfach in der Adresse geirrt, wissen nicht, wo sie die „Ober-Normer“ zur Rede stellen können.

Durch die ziemlich leere Wilhelmstraße, wo nichts mehr an die „Neue Reichskanzlei“ des Adolf Hitler erinnert, aber das Goebbelssche Propagandaministerium auf der anderen Seite überlebte und nun wieder einschlägigen Zwecken als „Amt für Information“ dient, geht es weiter Richtung Unter den Linden.

Ich biege noch einmal zur Redaktion ab, um die Lage zu peilen, mein Motorrad zu holen. Dort erfahre ich, daß Chefredakteur Flatau und die leitenden Redakteure Fischer und Peter schon seit Stunden hinter Doppel-Türen hocken. Bei ihnen der Generalsekretär der LDP Herbert Täschner, der installierte LDP-Verräter „IM Tausend“.

Wie wohl fast alle Funktionäre in Berlin-Ost sitzen sie gewiß ziemlich ratlos beisammen. Wie das nicht anders sein kann, wenn „die Stimme der Herren“ schweigt. Keiner weiß, wofür er an folgenden Tagen dekoriert oder aufgehängt werden kann. Stalin ist tot. Er hinterließ für die Opportunisten und Täter aller Graden eine Befehls-Lücke. Schlimm für Parteigänger von Diktaturen.

Einigen mir vertrauten jungen Leuten, den Hilfsredakteuren Kanthack und Patzelt berichte ich, was ich gesehen hatte. Die Stimmung ist verhalten erregt, aber ratlos. Um das Feuilleton machte ich einen Bogen. Dort residierte der couragierte Chef Schmidt-Maderno, der schon früher mal hören ließ, daß diese Übergangszustände einmal überwunden sein werden. Von ihm würde ich auch in Gegenwart des introvertierten Theaterkritikers, Dr. Kraft, von dem

man nie erfährt, was ihn so außerhalb von Theatern bewegt, gewiß gefragt werden, was ich von den Vorgängen halte. Schmidt-Maderno hatte schon früher einmal zum Besten gegeben, daß er als Redakteur einer deutschen Zeitung die französische Rheinlandbesetzung nach dem I. Weltkrieg und die Nazis überlebt habe und sich deshalb auch jetzt keine Sorge um die Zukunft mache. Aber dazu würde ich mich jetzt nicht gerne äußern.

Inzwischen rückt mein Feierabend heran und ich kann riskieren, mich per Motorrad aus der Redaktion zu entfernen. Ich folge der vermuteten Route des Zuges und finde an der Weidendammer Brücke hinter dem Bahnhof Friedrichstraße einen verwaisten Lautsprecher-LKW mit eingeschlagener Frontscheibe vor. Das ist gewiß die richtige Spur. Offenbar waren die Demonstranten unmittelbar am „Theater am Schiffbauerdamm“ vorübergezogen, wo Bert Brecht in eigenen Stücken seine „Hohen Lieder“ von Gewissensnöten und Menschenrechten dramatisch zelebriert und lukrativ vermarktet. Besonders das Publikum aus dem Westen ist sehr beeindruckt, was dort auf der Bühne geboten wird.

Später wurde kolportiert und in die Geschichte des Volksaufstandes vom 17. Juni aufgenommen, daß Brecht einen kühnen Satz beiläufig fallen ließ. Er soll gesagt haben, dass sich die Regierung doch ein neues Volk wählen solle, wenn ihr das alte nicht mehr behage. Oder so ähnlich. Veröffentlicht wurde jedoch stattdessen alsbald seine Ergebnisadresse gegenüber der SED-Diktatur.

Der Zug muß also diesen Brecht-Tempel des pseudo-proletarischen Gewissens unmittelbar passiert, ja fast berührt haben. Dass Brecht davon verlockt worden wäre in seinem Arbeiterkittel im Mao-Stil nachzuschauen, wie das wirkliche Arbeiterleben in diesem Staat seiner Wahl an ihm und seiner Bühne hehrer Dramatik so abläuft, ist nicht bekannt geworden. Die Chance Werk, und Leben gemeinsam unter seine eigenartige Proleten-Mütze zu bringen, ließ er ziehen. Nach seinen noch ziemlich frischen Erlebnissen mit Gesinnungskontrollen in den USA, wollte er wohl nicht schon wieder Ärger mit Behörden bekommen.

Ich folge der heißen Spur durch die damalige „Wilhelm-Pieck-Straße“. Die war nach jenem Mann benannt worden, der bei der Verfolgung, Entdeckung, Verhaftung und Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht einst auf so wundersame Weise zunächst als ebenfalls gesucht festgehalten und dann „irrtümlich“ wieder freigelassen wurde. Unmittelbar danach wurden seine Genossen aufgespürt. Später machten ihn dann sowjetische Besatzungsmacht und SED zum ersten Präsidenten der DDR. Dem wirklichen Machtzentrum gehörte er wohl nie an, wohnte aber ganz schön im Schloss Niederschönhausen, mimte ein wenig den väterlichen Volksfreund. In Göhren auf Rügen ging er sogar mal alleine auf der Strandpromenade spazieren und wurde prompt vom dortigen Bade-Fotografen abgelichtet. Er sollte populär werden, dieser zwielichtige Mann.

Anschluss finde ich an den Zug der Bauleute in der „Neuen Königstraße“. Er passiert soeben das „Haus der Gesundheit“, die zentrale Poliklinik der Stadt. Dort stehen ganze „weiße Wolken“ aller Klinik-Ränge auf Balkonen und an den Fenstern. Sie signalisieren den Maurern und Zimmerleuten deutlich Sympathie, winken – von oben herab ...

Schräg gegenüber liegt der Haupteingang des mächtigen Polizei-Präsidiums. Früher war das wohl die Zentrale eines Kaufhaus-Konzerns. Die Scherengitter am Tor des Vopohauptquartiers sind geschlossen. Vor dem Gebäude macht die Menge Rabatz. Da öffnet sich blitzschnell das Gitter einen Spalt und zwei Demonstranten werden ins Haus gezerrt. Das erregt die Bauleute, die dort endlich mal eine tatsächliche Konfrontation mit einem Machtorgan erleben. Die Stimmung kocht von Minute zu Minute hoch. Äxte ballern gegen die Gitter. Ei-

nige wollen an der Fassade hoch, wohl um die Scheiben hinter den Fenstergittern einzuschlagen. Da öffnet sich das Türgitter wieder einen Spalt und die beiden zuvor Vereinnahmten werden wieder hinaus gestoßen. Das verursacht Siegesstimmung.

Aber ansonsten bleibt die angemäße angebliche „Arbeiter – und Bauernmacht“ - wahrscheinlich auch sie ohne Befehle zur Lage – unsichtbar im Vopo-Gehäuse.

Der Zug formiert sich wieder, bewegt sich weiter, erreicht den Alexanderplatz, dreht dort zwei Runden. Inzwischen ist Feierabend. An den Haltestellen der Straßenbahn stehen Wartende in größeren Gruppen. Eine revolutionäre Stimmung ist nicht zu spüren. Niemand reißt sich in den Zug ein. Die Parole macht die Runde „Bis morgen am Straußberger Platz“. Das ist die westliche Eingangspforte zur Stalinallee. Aber das wäre eine Fortsetzung der Geschichte, die schon vielfach geschildert wurde.

Nur so viel: schon am frühen Morgen des 17. Juni haben die Landarbeiter-Bengels der KVP (Kasernierte Volkspolizei und NVA-Vorläufer), die meist aus Mecklenburg und Vorpommern stammen, den gesamten Bereich, weitgehend Mann neben Mann, abgeriegelt. In ihrer, dem Gewand der damaligen Müllabfuhr ähnlichen Uniform, stehen sie am nächsten Tag den Arbeitern, die aus allen Richtungen herbeiströmen, untergehakt und stumm gegenüber. Echte Arbeiter und gedungenes Landvolk, „Arbeiter- und Bauernmacht“, Auge in Auge in Konfrontation.